sche Menschen und Lausitzer Landschaften von Seiten der Künstler Gegenstand, die sozusagen Betrachter von außen sind.

Insgesamt eine lesens- und ansehenswerte Publikation in ansprechender Gestaltung und mit einem reichhaltigen und damit informativen Bildmaterial. Die beste Analyse, die es bisher zu dem Problemkreis gibt.

Heinrich Schierz

Michael Simon, Monika Kania-Schütz und Sönke Löden (Hrsg.): Zur Geschichte der Volkskunde. Personen – Programme – Positionen. Thelem Universitätsverlag: Dresden 2002 (Volkskunde in Sachsen; 13/14), 420 S.

Wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen sind vor allem dann aktuell, wenn es um eine Verständigung des Fachs zur eigenen Geschichte und Methodik, zu Fehlstellen und neuen Ansätzen geht. So vertieft und erweitert die vorliegende Ausgabe der Schriftenreihe „Volkskunde in Sachsen“ das vorangegangene Heft der Erzählforscherin Brigitte Emmrich „Heimatforschung, Spinnstuben-Performance und Hochschulseminar. Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde in Sachsen“[1]. Darin standen Persönlichkeiten aus dem 19. und vom Anfang des 20. Jahrhunderts im Zentrum wie Reuschel, Dunger, Steglich, Müller, Köhler oder Böhme, hier in einem kurzen Beitrag als „Wegbereiter der volkskundlichen Forschung“ an der Wende zum 20. Jahrhundert zusammengefasst. Beide Bände dienen einer Zwischenbilanz der Volkskunde in Sachsen und des 1997 gegründeten Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. (ISGV).

Ausgangspunkt für Band 13/14 war die gleichnamige Tagung am 20. und 21. November 2000 in Dresden, ergänzt um damals nicht gehaltene Vorträge. Der Initiator sowohl der Forschungsthematik als auch der Veranstaltung Michael Simon, bis zum Herbst 2000 Leiter der Abteilung Volkskunde des ISGV, versprach sich von einer Darstellung der Historie volkskundlicher Arbeit im sächsischen Raum eine Diskussion unterschiedlicher volkskundlicher Sichtweisen nach der deutschen Teilung, ein Auffinden „vergessener bzw. verdrängter Forschungsansätze und die Neubewertung überlieferter Meinungen“ zwecks Vergewisserung über die eigene Arbeit am Institut (Editorial).

Der Doppelband gliedert sich in drei Abschnitte: erstens die Anfänge der volkskundlichen Forschung im 18. und 19. Jahrhundert, zweitens die Etablierung der wissenschaftlichen Disziplin Volkskunde und drittens – der umfangreichste Bereich – die Forschung nach dem Zweiten Weltkrieg. Zwar steht die Volkskunde Sachsens im Zentrum, jedoch handelt es sich insgesamt um breit angelegte Studien, in die Themen aus anderen Regionen wie Mecklenburg und Bayern eingeflossen sind.

Mit der sorbischen Volkskunde beschäftigen sich gleich der erste sowie zwei weitere Beiträge. Ludger Udolph beschreibt anhand von Darstellungen der sorbischen Lebensumstände und Mentalität die Anfänge der Disziplin sorbische Volkskunde, beginnend um 1700 mit dem Werk des lutherischen Pfarrers Abraham Frentzel „Historia populi et rituum Lusatiae Superioris ...“. Die Vernichtung von um 1800 aufgezeichneten Spinnstubenliedern als „Symbol eines rohen, heidnischen, rebellischen und abgötti-

[1] Vgl. die Besprechung von Ines Keller in: Lětopis 50 (2003) 1, S. 185–187.

schen Geistes“ wurde noch 1839 vom hochgräflichen Justizamt angeordnet und vollstreckt (S. 20) – ein Symbol für den Umgang mit der sorbischen Bevölkerung durch die Obrigkeit. Inwiefern dies auch deutsche Leibeigene betraf, bleibt dabei offen. – Die Geschichte von Sammlung und Edition der Folklore und ihre Funktionalität in politischer und sozialer Hinsicht zeigt Susanne Hose bei Einbeziehung tschechischer Belege am Beispiel der sorbischen Folklore. Diese trug zur Identität mit dem westslawischen Kulturkreis bei, bewirkte eine Stärkung des sorbischen Selbstbewusstseins und eine Belebung der nationalen Bewegung (S. 81). – Industrialisierung und damit verbunden sozialer Wandel bewirkten insgesamt eine Kräfteverschiebung, der die sorbische Bewegung nur unzureichend begegnen konnte. Hier knüpfen die Überlegungen von Ines Keller zum Aufsatz Paul Nedos „Sorbische Volkskunde als Inselforschung“ von 1965 an. Die Bautzener Volkskundlerin belegt anhand einer neuen Quelle, zu der man sich weitere Informationen wünscht, dass die Partei- und Staatsführung in der DDR die Forschungen zu den Veränderungen der sorbischen Kultur nach 1945 aufgrund ihrer offiziellen „Nationalitätenpolitik“ ablehnte (S. 297 f.). Der wissenschaftliche Diskurs verläuft heute u. a. anhand der „Denkfigur des Hybriden“ (S. 300).

Ein wichtiger Zweig der Wissenschaftsgeschichte ist die Geschichte ihrer Institutionen. In der Volkskunde legten die Altertumsvereine und die zwischen ihnen geschaffene Vernetzung des Sammelns und Bewahrens ein wichtiges Fundament für das Fach. Der Historiker Uwe John bietet eine Übersicht über wesentliche Gründungen, beginnend mit der ersten Wiener Gesellschaft durch Jacob Grimm 1815 und bis zu den annähernd 50 Vereinsmuseen um 1850. Zeitschriften und Periodika zeigen die Bemühungen um Verwissenschaftlichung und disziplinäre Gliederung. Wie ein roter Faden durch die fachgeschichtliche Diskussion zieht sich die Frage nach der Rolle der Geschichtswissenschaft innerhalb des volkskundlichen Diskurses. So diskutierte man Ende des 19. Jahrhunderts, ob sich die volkskundlichen Vereine eher dem „Gesamtverein der Geschichts- und Altertumsvereine“ anschließen sollten, wie es der sächsische Verein 1900 getan hatte, oder ob volkskundliche Fragestellungen eher der Germanistik und Philologie nahe stünden, was besonders der spätere Vorsitzende des philologisch-germanistisch orientierten „Gesamtvereins deutscher Vereine für Volkskunde“ Eugen Mogk befürwortete und 1904 dann durchsetzte (S. 47 f.). John hebt dabei die Kontinuitäten der Disziplin sowohl zu Beginn des 19. als auch im 20. Jahrhundert hervor und verweist auf heutige Implikationen „propagierter Globalisierung und übernationaler Bewusstseinshorizonte“ (S. 49). Das Verhältnis von Volkskunde und Geschichtswissenschaft wurde in der DDR erneut brisant, als beide Disziplinen an der Humboldt-Universität zu Berlin von 1966 bis 1992/93 eng zusammenarbeiten sollten und dennoch keine Kooperation entstand (S. 355), wie Ute Mohrmann in ihrem Beitrag am Beispiel des Fernstudiums verdeutlicht.

John Eidson, tätig am Max-Planck-Institut für Social Anthropology in Halle/Saale, untersucht vier Gesamtdarstellungen der sächsischen Landesgeschichte, welche 1809, 1830/31, 1867–1873 und 1935 erschienen waren. Er befragt sie nach ihrem Angebot zur Identifikation mit der Region und vermittelt neueste Erkenntnisse über den jeweiligen historischen Hintergrund ihrer Entstehung.

Die Interdisziplinarität des Bandes zeigt sich u. a. in dem Beitrag des unlängst verstorbenen evangelischen Pfarrers Wolfgang Rudolph über den „Vater der evangelischen Kirchenkunde und der religiösen Volkskunde Paul Drews“, der sich um eine „Psychologie des religiös-sittlichen Lebens“ (S. 110) als Teil der praktischen Theologie bemühte. Das Thema der religiösen Volkskunde nimmt Angela Treiber auf, die Probleme der

entsprechenden Arbeitsgemeinschaften in Leipzig und Hamburg erörtert, wobei ihr Beitrag allerdings unter den zweiten Abschnitt des chronologisch geordneten Buchs fällt.

Der Germanist Walter Schmitz, Direktor des Mitteleuropa-Zentrums für Staats-, Wirtschafts- und Kulturwissenschaften an der TU Dresden, stellt weitblickende Überlegungen zur Positionsbestimmung zwischen den Fächern Germanistik und Volkskunde an, die als germanistische Altertumskunde einen gemeinsamen Ausgang nahmen. Schmitz plädiert dafür, die „Narrativik der ‚Kultur'" als „gemeinsames Arbeitsfeld für Germanistik und Volkskunde zu erschließen" (S. 132). So erscheint die Methodik der Fächer weniger fremd und lässt das Eigene und das Fremde der jeweils anderen Disziplin in neuer Wertung erscheinen.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts begannen die Bemühungen um die Konstituierung des Fachs Volkskunde Früchte zu tragen. Johannes Just beschäftigt sich mit dem „Heimatschutz" als der praktischen Seite der Volkskunde, die um 1900 große Bevölkerungsteile zu mobilisieren vermochte. Monika Kania-Schütz untersucht das Werk Oskar Seyfferts (1862–1940) und dessen Bemühungen zur Beeinflussung von Geschmacksbildung, Charaktererziehung und Förderung von Volkskunst. Dem Wirken dieses herausragenden Vertreters der sächsischen Volkskunst standen die zehn Dresdener Jahre volkskundlicher Arbeit von Adolf Spamer zwischen den beiden Weltkriegen gegenüber, wie Andreas Martin zeigt. Schon 1924 hatte Seyffert das neue Medium Film für seine beruflichen Interessen genutzt und stand damit am Beginn des volkskundlichen Films in Deutschland, was dargestellt wird von Walter Dehnert. Aus der schematischen Sequenzliste mit den Zwischentiteln des Films (S. 174 ff.) wird ersichtlich, dass bis auf eine Kasperle-Szene das Erzählen traditioneller Literatur nicht thematisiert ist. Der aktiven „Pflege" des erzgebirgischen Volkslieds hatte sich der Lithograph und Sänger Anton Günther (1876–1937) verschrieben. Dieter Herz legt die Rezeption und Vermarktung des populären Sängers bis in die 90er Jahre dar. Der noch ausstehende Vergleich zur böhmischen Rezeption verspricht dabei Abstoßungs- und Transformationsprozesse aufzuzeigen. Aus diesem Mosaik sächsischer Volkskunde fällt der Beitrag von Christoph Schmitt heraus, der am Beispiel Richard Wossidlos in Mecklenburg beschreibt, wie volkskundliche Kommunikation in Form eines Netzwerks von Sozialstrukturen, Institutionen und Inszenierungen unter Nutzung verschiedener medialer Vermittlungswege funktioniert und Synergieeffekte produziert, die die Überlieferung, Sammlung und Forschung beeinflussen.

Im dritten Abschnitt des umfangreichen Bands geht es um den Aufbau der sächsischen Volkskunde durch Friedrich Sieber (Bernd Schöne), um den Förderer der Dresdener Montan-Ethnographie Helmut Wilsdorf (Götz Altmann), um die Aufarbeitung des Bildarchivs des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Ulrike Schlosser) und um eine Befragung zur Dorfentwicklung unter denkmalpflegerischen Aspekten (Timo Heimerdinger), die mit subjektorientierten Methoden noch ihrer weiteren Auswertung harrt. Sönke Löden umreißt in seiner Studie über die „Volkskunst in der DDR" deren Einbettung in die verordnete Masseninszenierung und Vermarktung vor allem im nichtsozialistischen Ausland, pendelnd zwischen Romantisierung und „Nische für persönliche Interessen" (S. 345). Mir scheint allerdings das festgestellte „romantisierende Verständnis von Volkskunst" nicht nur „weiterhin verbreitet" (ebenda), sondern als romantisches Paradigma auch impliziter Bestandteil der praktizierten Wissenschaftsauffassung gewesen zu sein. Volker Rodekamp plädiert in seinem engagierten Beitrag zu den Sammlungen im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig für ein historisches Muse-

um, das eine kritisch offene Frageformulierung an die Gegenwart zu seinen Aufgaben zählt und in diesem Sinne aufklärerisch tätig ist. Beschlossen wird der Band durch die Erfahrungen von Heidrun Alzheimer-Haller bei der Entstehung eines biobibliographischen Lexikons zur Volkskunde in Bayern.

Vorliegendes Buch empfiehlt sich zur Lektüre für jeden, der sich mit fachgeschichtlichen Fragen namentlich der DDR beschäftigt. Die Beiträge breiten zahlreiche Fakten aus, die für die Phase der Orientierungssuche benötigt werden. Bewertungen werden vorsichtig und behutsam vorgenommen. Es ist zu wünschen, dass Interessenten die Diskussion um die angedeuteten Forschungsperspektiven weiter verfolgen können, etwa zur Einordnung der Volkskunde zwischen historischen und soziologischen Wissenschaften.

Kathrin Pöge-Alder

Christoph Pan, Beate Sibylle Pfeil: Minderheitenrechte in Europa. Handbuch der europäischen Volksgruppen. Band 2. Braumüller: Wien 2002 (Ethnos; 61), 583 S.

Dreierlei macht diese sehr informative Publikation deutlich, die jetzt in Fortsetzung erschienen ist[1]: 1. Europa ist – bei allen Fortschritten – noch weit entfernt von einem allgemein anerkannten und praktizierten minderheitenrechtlichen Standard. 2. Die Strukturen der Rechte der nationalen Minderheiten in den Staaten Europas sind mannigfaltig und oftmals finden sich anregende Lösungsansätze für die Qualifizierung der Minderheitenpolitik. 3. Das Jahrzehnt seit der Kopenhagener Konferenz über die menschliche Dimension der KSZE (1990) mit den dort erstmals vorgelegten Kriterien für einen neuen Umgang mit nationalen Minderheiten war von einer – wie die Autoren schreiben – „erstaunlichen Dynamik" im Bereich des Minderheitenschutzes gekennzeichnet.

Daraus erklärt sich, dass in zahlreichen europäischen Staaten noch viel zu tun bleibt, um den europäischen Vorgaben näher zu kommen oder ihnen ganz zu entsprechen. Dass dabei kein Land frei von Unzulänglichkeiten ist, belegen nicht nur die Darstellungen und tabellarischen Übersichten über die Verwirklichung der Vorgaben des Rahmenübereinkommens zum Schutz nationaler Minderheiten. Eine zusammenfassende quantitative Bewertung – die Autoren räumen ein, dass dabei „zwischen radikaler Vereinfachung und weitergehender Differenzierung ein goldener Mittelweg gesucht" (S. XXVII) wurde – illustriert und belegt Erfolge und Probleme der Minderheitenpolitik (S. 10–13). Von 26 möglichen Punkten erzielen Belgien (als „Spitzenreiter" 22), Dänemark und Finnland (jeweils 20) die besten Bewertungen. Die „Schlusslichter" bilden – nicht unerwartet – Frankreich (8), Weißrussland (7) und Griechenland (4). Der Türkei konnte gerade ein Punkt in der Rubrik „Vereinigungsrecht" zugebilligt werden. Allerdings verwischt die Punktbewertung den zum Teil sehr unterschiedlichen Umgang mit verschiedenen Minderheiten innerhalb ein und desselben Staates. Für das mit 16 Punkten bewertete Deutschland ergeben sich – aufgeschlüsselt auf die einzelnen Minderheiten – etwa die folgenden Bewertungen: Lausitzer Sorben 21, Dänen 19, Friesen 15 sowie Sinti und Roma 12 Punkte.

---

[1] Vgl. die Besprechung von Ludwig Elle in: Lětopis 48 (2001) 2, S. 125–127.